

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 25 (1945-1946)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Vom Wallis als "heroischer Landschaft"  
**Autor:** Meyer, Karl Alfons  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-159337>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Achtzigjährige tun in einer Welt von Trümmern, die der Kollektivwahn aufgehäuft? Er wird auf Maß und Ordnung hinweisen, auf das Ideal jener wahrhaft «liberalen» Kräfte (sie sind an keine Partei gebunden), die allein einen menschenwürdigen Wiederaufbau der Welt in die Wege zu leiten und nach so unheilvoller Zerstörung materieller und sittlicher Grundlagen der Hoffnung auf bessere Zeiten Nahrung zu geben vermögen; und er wird dabei wie bisher, und solange die Kräfte reichen, weiterfahren, zu erforschen, «wie es eigentlich gewesen», um in der problemerfüllten *Geschichte* alles Werdens den hohen Menschen- und damit auch den hohen Geistort zu erhellen und aus Getanem Mut zu noch zu Tuendem zu schöpfen.

## Vom Wallis als «heroischer Landschaft»

Von Karl Alfons Meyer

Wer in der noch leuchtenden Sonne eines spätesten Herbsttages von Brig her das Rhonetal hinunterfährt, versäume ja nicht, rechts hinauszuschauen. Bald nach dem kleinen Bahnhof von Turtmann, vor Leuk, wird ihn ein Anblick fesseln, der allein fast schon die Fahrt ins überreiche Wallis lohnen würde. Über den paar Häusern von Getwing steigen steile Felsplatten empor zum Dörfchen Erschmatt. Von diesen weißen Felsen herab scheint sich ein Blutstrom zu gießen. Unwillkürlich denkt man an die wilden Kämpfe, die mehrmals in dieser Gegend wüteten, und man fragt sich fast, ob wirkliches Blut immer noch ströme. Doch die Färbung rührt nur von den welkenden Blättern des Perückenstrauchs oder Sumachs her, der dort einen der ganz seltenen schweizerischen Standorte einnimmt. Im Sommer zirpen zwischen Siders und St. Léonard südländische Cycaden von den Bäumen. Abends schwirren die prächtigen Oleanderschwärmer, groß wie Fledermäuse, um jene Blüten, die sich erst beim Dunkelwerden entfalten, wenn so viele andere sich schlossen, wie der hier in greller Sonne aus dem Kies der Gärten mehrfarbig leuchtende Portulak. Bis hoch hinauf in den Tälern, die fast alle mit tiefen Schluchten ins Haupttal des Rotten (wie die so männliche Rhone schon im Nibelungenlied heißt) münden, sind Vipern nicht selten, und am Mala-deire-Hügel bei Châteauneuf finden sich Skorpione. Dem Wallis eigen ist die Gottesanbeterin, die *Mantis religiosa*, jene große Raubgrille, die oft vom Unterwallis bis in den Pfynwald hinauf vorkommt, dessen eigentümliche graue, kleine Föhrenrasse schon dem Chronisten Stumpf 1544 aufgefallen war. Eine Gottesanbeterin fanden wir in diesem Wald zwischen dem «Mörderstein» und dem Franzosendenkmal, gegenüber Salgesch, an der deutsch-französischen Sprachgrenze.

Dieser 10 m hohe Granit-Obelisk wurde 1899 zur Erinnerung an das Blutbad vor hundert Jahren errichtet. Er trägt die Inschrift: «Unsern Vätern (A nos pères) 1799—1899» — im Grunde ein rührendes Zeugnis für die heute gewahrte Zweisprachigkeit des Wallis; für den besinnlichen Leser, der noch weiß, wer damals gegen wen kämpfte, entbehrt diese doppelsprachige Schrift, bei aller Tragik, nicht eines leisen inneren Humors. — Von der Mantis heißt es, daß trotz ihrer so fromm aussehenden Gebärde die Weibchen nach der Hochzeit die Männchen aufzehren; soll man an Kleists Penthesilea denken, die den Achilleus aus Liebe zerstört? Zahlreich fanden sich braune und grüne Gottesanbeterinnen bei den an tropische Wüsten mahnenden Opuntien, dem Feigenkaktus, am unbegangenen Hang von Valère, Opuntien und Cycaden, Sumach und Mantis — von den Wenigsten beachtete Winzigkeiten der Natur, die neben den gewaltigen Gipfeln und furchtbaren Schluchten völlig verschwinden. Und doch scheinen auch solch' kleine Züge zur Walliser Landschaft zu passen, die man so gern eine «heroische» zu nennen pflegt. Mit Recht! Um eine Erklärung, ob und warum und wann eine Gegend «heldenhaft» wirken kann, wären wir zwar verlegen; und doch scheint das Wallis diese Bezeichnung eher zu verdienen als irgend ein anderer Kanton. Niemandem würde es einfallen, etwa Nidwalden eine heroische Landschaft zu nennen, nicht einmal im schrecklichen Kriegsmonat September 1798. Auch die Höhe der Gebirge kann nicht bestimmend sein. Denn jener Begriff drängt sich weder im Berner Oberland auf, noch im Berninagebiet. Das Wallis verdankt ihn auch nicht sowohl seinen Viertausendern als vielmehr seinen schroffen, ruinenbewehrten Felshügeln, den grausamen Schluchten, dem unversöhnlichen Charakter seines von Hitze zu Eis reichenden Klimas. Etwas Geheimnisvolles muß mitwirken. Weshalb mag das Matterhorn weit berühmter sein als etwa Schreckhorn oder Finsteraarhorn? Diese beiden sind doch im größten Teil der Schweiz sichtbar, während jenes in der Nordschweiz gar nicht und kaum im Rhonetal an wenigen Stellen zu sehen ist. Mag die tragische Geschichte seiner Erstbesteigung am Ruhm schuld sein? Den «heroischen» Eindruck empfinden wir am ehesten etwa vor dem an der heißen Südseite kahlen, auf der feuchten Nordseite bewaldeten Kamm des einstigen Seiden-Schlusses, besonders wenn die im Wallis seltenen Regenwolken das Düstere des Anblicks erhöhen. Geschichtliche Gedanken wirken mit: Vom einst mächtigen Castellum di Seta sind einzig zwei weit auseinanderstehende Türmchen erhalten. Von einer Zinne des Schlosses wurde 1375 der greise Bischof Guichard Tavelli durch seinen Todfeind Anton von Thurn in die Morge-Schlucht hinuntergestürzt. Im Mittelalter bildete dieser vom Sanetschpaß herabkommende Wildbach die Grenze zwischen dem Bischöflichen obern, deutschsprechenden Wallis und dem Savoyischen

untern. Noch heute trennen Eigentümlichkeiten der Sprache und der Gebräuche die Bewohner von Savièse diesseits und Conthey jenseits der Schlucht. Ähnlich dem Prager Fenstersturz zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges leitete jener Mord jahrzehntelange Wirren ein, die im Frühjahr 1418 zum Krieg zwischen den Oberwalliser Gemeinden mit den Freiherren von Raron und mit Bern führten, was beinahe die Eidgenossenschaft durch Bürgerkrieg hätte zerstören können. Denn die Walliser waren mit Uri, Unterwalden und Luzern verbündet; vermieden wurde der Krieg schließlich durch die neutrale Haltung der Orte Schwyz, Zürich, Glarus und Zug. Außer gegen den Adel hatten die Walliser Gemeinden immer auch gegen Savoyen zu kämpfen; zwei Jahre nach Sempach und im Jahre von Näfels siegte das Walliser Volk bei Visp über das savoyische Landesfürstentum und den von diesem eingesetzten Bischof Humbert von Billens. E. Dürr weist auf die Gleichartigkeit jener erweiterten zweiten Befreiungsbewegung im heute schweizerischen Gebiet hin: Eine geistliche Grundherrschaft wurde aufgelöst und eine darüber aufgebaute geistlich-fürstliche Landesherrschaft zurückgedrängt, zugunsten bäuerlicher Demokratie und ländlicher Autonomie<sup>1)</sup>.

Doch auch diese paar Andeutungen, erweckt durch die düstern Trümmer des Seidenschlosses ob Sitten, erklären das «Heroische» der Landschaft nicht. Auch im Domleschg gibt es Burgen mit großer geschichtlicher Vergangenheit. Doch keine erweckt den Eindruck, wie ihn eher noch Tourbillon mit seinem Felsenpfad in glastender Mittagsglut oder bei einbrechender Nacht erzeugt. So muß Toledo wirken, so erschienen uns einst das provençalische Felsenstädtchen Les Baux oder die Wälle von Aigues Mortes. Wohl reihen sich am Rhein zwischen Bingen und Bonn herrliche Burgen; doch glauben wir nicht, daß die Landschaft heroisch erscheint; sie wirkt bloß romantisch oder malerisch. Vielleicht gehört zum «Heroischen» das Erstarrte, Grausame, Fanatische; zu Toledo passen weniger Don Quixote und Sancho Pansa, bestimmt aber der Großinquisitor Torquemada oder der jüngste spanische Bürgerkrieg. Vielleicht ist es nicht Zufall, daß gerade kastilianische und katalonische wie Walliser Landschaft grausamste Kriegführung gegen fremde Eindringlinge sah. Wir wollen wahrlich nicht in einer mit ekelhaften Sensationen übersättigten Zeit der Massengenen Einzelzüge ausgraben, die nur zeigen müßten, daß wilde Tiere, nein! Teufel im Menschen aller Zeiten und Völker schlummern. Ein einziger Fall sei angedeutet, der in der Schweiz kaum für möglich gehalten würde: in Varen bei Leuk wurde ein feindlicher Offizier bis zu halbem Leib eingegraben und dann mit Steinwürfen getötet. —

<sup>1)</sup> «Die Politik der Eidgenossen im XIV. und XV. Jahrhundert» (Heft 4 der Schweizer Kriegsgeschichte, Bern 1933).

Nicht nur wurde am 1. Juni 1799 das Dorf völlig verwüstet; sogar der Wald oberhalb brannte auf mehrstündige Ausdehnung hin zwei Wochen lang und hinterließ nacktes Ödland, das nie mehr Bäume zu tragen vermag. Im Bericht des eidgenössischen Abgeordneten Wild hieß es damals: «Das unglückliche Wallis, das anfangs Juli nichts als Leichname, abgebrannte Dörfer, Schutt und Trümmer darbot, ist noch immer ein Bild der Greuel und der Verwüstung. Alles ist geraubt, alles ist zerstört. Seit mehr als 14 Tagen sind die unglücklichen Bewohner dieser Gegend genötigt, sich mit Holunderbeeren zu ernähren.»

Etwas Trauriges umwittert jene Ruinen um Sitten, Raron, Saillon, Martigny. Täuschen wir uns, wenn wir nie Sittener Knaben auf den Hügeln Majorie, Valère, Mont d'Orge klettern und spielen sahen, die doch Berner, Zürcher, Basler Buben ständig entzücken würden? Nur bei Siders scheint der Landschaftscharakter eher weniger «heroisch». Auch dort gibt es zwar viele turmgekrönte Hügel, das schöne Raviry, den einstigen Bischofssitz Vieux Sierre, den Turm Goubin, das prächtige Schloß Pradegg, die Anhöhe mit dem kleinen Kloster zwischen Chippis und dem tiefgrünen Seelein Géronde, die so steil gegen den Rotten abfällt und aussieht wie Helgoland. Und oberhalb Siders liegt Muzot (auszusprechen nach der Schreibart Musotte) mit dem bald feierlich, bald lieblich wirkenden Turmschloß Rilkes. Nur bei Sierre mildern wohl die Belebtheit, das Wasser, die Weinberge, die Montaner Bergbahn, die zum Glück mehr geahnte als gesehene Großindustrie von Chippis den «heroischen» Eindruck. Aber gerade der Vergleich der «noble contrée de Sierre» mit dem toten Tourbillon oder verfallenen Saillon könnte ahnen lassen, welchen Empfindungen jenes Wort entspringt.

Bedeutsam schiene die Frage, ob sich die an Extremen reiche Natur des Wallis auch im Charakter seines Volkes zeige. Wie sich eine Landschaft im Wesen ihrer Bürger ausdrücke, ist ein altes Problem, dessen Lösung durch Gemeinplätze und Fehlerquellen bedroht wird. Wohl scheint es uns kaum denkbar, daß etwa Gotthelf seine «Käserei in der Vehfreude» in Tarascon geschrieben hätte oder Daudet den «Tartarin» im Emmental. Rousseau hat in seinen «Confessions» 1732 von der Gegend, in der Waadt, Wallis und Savoyen zusammenstoßen, gesagt: «J'étais toujours surpris d'y trouver les habitants, surtout les femmes, d'un tout autre caractère que celui que j'y cherchais. Combien cela me semblait disparate! Le pays et le peuple dont il est couvert ne m'ont jamais paru faits l'un pour l'autre». Uns will es vorkommen, als ob im Wallis Volk und Landschaft für einander geschaffen seien, sich bedingten und ergänzten. Ja, es kann wohl, trotz der großen Unterschiede sogar zwischen Bewohnern von Nachbardörfern, geschweige zwischen einem deutschen Gomser aus dem Quell-



gebiet des Rotten und einem Bürger von Vouvry nahe seiner Einmündung in den Lémansee, von einem gemeinsamen Walliser Typus gesprochen werden. Früher hatten wir nicht verstanden, daß der Tragiker Richard Wagner es über sich brachte, Sitten rasch zu verlassen, daß anderseits der Lyriker Rilke reichste Jahre seines Lebens ob Siders aushielt. Seitdem wir an stillen Sonntagen das leise, süße, von ernstesten Schlägen unterbrochene Glockenspiel des Kirchleins von Venthône ob Muzot hören durften, begreifen wir Rilke. Vielleicht würde der unauffindbare Entschuldigungsbrief Wagners an das Festkomitee des Eidgenössischen Musikfestes 1854 seine Flucht aus dem heroischen Wallis erklären.

Es soll noch heute heftige Parteikämpfe im Wallis geben, heftigere als z. B. im konfessionell gemischten und mehrsprachigen rhätischen Gebirgskanton. Schon ein Blick in die Lokalpresse zeigt, daß sie oft vom Aufrühren der Gegensätze und mißtrauischem Spähen nach Blößen zu leben scheint. Bei unserem letzten Aufenthalt waren Nachklänge zum Fest des Schweizerischen Studentenvereins, Angriffe gegen die benzinbrauchende eidgenössische Militäraviatik und Anprangerung eines Arztes in Monthey, der für Hilfe an deutsche Kinder eingetreten war, an der Tagesordnung. Verklärt oder tragisch erhoben aber sind die ewig menschlichen — und besonders gearteten Walliser — Kämpfe in den Novellen, Romanen und Dramen der fruchtbaren Walliser Dichter, die, im Gegensatz zu gewissen Tagelöhnern (so übersetzte Schopenhauer «Journalisten»), als gute Geister ihres Kantons gelten dürfen. Jegerlehner hatte, wie Büchli für Graubünden, Sagen gesammelt und z. B. in seiner Geschichte «Marignano» an eine für das Wallis wichtige Zeit erinnert. Doch beschränken wir uns auf Lebende und auf gebürtige Walliser! Corinna Bille («Théoda») ist Neuenburgerin, René Morax («La servante d'Evolène») und Ramuz («Derborence») wollen föderalistische Waadtländer sein; «Farinet» von Ramuz würde besser totgeschwiegen.

Dem Förster und Visper Gemeindepräsidenten Adolf Fux gelingt es oft, auf wenigen Seiten ergreifend Geschicke aus Walliser Bergdörfern anzudeuten. Seine Erzählergabe besitzt leisen Humor, läßt aber das Dichterische manchmal vor dem Lehrhaft-Erzieherischen zurücktreten. Möge er Prophet in seinem kleinen Vaterlande bleiben und es auch in der ganzen deutschen Schweiz werden. Hier würde er für das Wallis echter wirken als die in unsere Städte verpflanzten Keller oder «Carnotzets», die mit Fendant und Râclette für das Wallis werben. Bauern und Bergler pflegen nirgends in ihrer freien Zeit schöne Aussichten aufzusuchen; dennoch waren wir verwundert, im Wallis oft nur einen dunkeln Keller zu finden, der herrlichsten Ausblick in freier Luft dicht daneben geradezu meidet. Selten finden sich rühmliche Ausnahmen, etwa die Terrassen neuer Wirtschaften in Isé-

rables, bei Randogne, auf Zeneggen. Fux ist kein Lobpreiser der Carnotzet-Sitten; sonst würde er nicht im «trunkenen Dorf» eine Mazza gegen den «Volksfeind Alkohol» aufrichten lassen, wie früher aus Wurzelwerk von Birken geschnittene Mazzen als Sinnbilder des Volksleidens und der Volksempörung gegen Bischöfe und Adelsgeschlechter erhoben wurden. — In einer Novellensammlung mit dem stabreimenden Titel «Scholle und Schicksal» weiß Fux auf knappem Raum («Verkaufte Heimat») zu zeigen, wie eine treu am Hergebrachten hangende Familie aus dem durch den fremden, dank Geld und List eingebürgerten Händler, Schmuggler und Geschäftemacher Lombardi allmählich veränderten und entstellten Heimatdorf weichen muß.

Als Beispiel eines der nicht seltenen aus dem Leben gegriffenen Bilder von Vorzügen wie Mängeln der Bevölkerung eines Walliser Gebirgstals sei «Le Président de Viouc» von Aloys Theytaz erwähnt, Bestandteil eines mehrmals in Siders aufgeführten Festspiels «Ceux d'Anniviers». Wohl ist auch schon dargestellt worden, daß Mädchen und Sohn feindlicher Familien sich lieben und schließlich zueinanderfinden; auch daß die Väter sich versöhnen, kam schon vor — ist es aber nicht eben doch das ewig Neue, ewig Ersehnte, *daß* wir den Wandel von Haß zu Verstehen und Freundschaft erleben? Was brauchte die Welt mehr?

Auch Maurice Zermatten behandelt z. B. im Roman «Le sang des morts» den hartnäckigen Zwiespalt der Parteien und Clans, der so oft das ohnehin schwere Leben der Bergtalleute verbittert und gesundem Fortschritt im Wege steht.

Die Geschichte des Wallis ist von je reich an leidenschaftlichen Kämpfen, was gewiß dazu beigetragen hat, das von den höchsten europäischen Gebirgen umhagte Land als «heroisch» zu empfinden. Wo sonst fänden sich jahrzehntelange Fehden, die Formen annehmen wie im Wallis, aus engem Tal aber weiterloderten und zu weltpolitischen Bränden führten? Ich weiß nicht mehr, von wem das Bild gemalt war, wenn ich es nicht bloß erträumte: als Knabe sah ich es, und es bedeutete mir Gipfel vaterländischer Begeisterung: in furchtbarem Ringen kämpfen auf lombardischem Schlachtfeld Eidgenossen gegen gewaltige Übermacht; während beim Feind hunderte von Geschützen Feuer speien und schwere Reiterei in ganzen Geschwadern sich auf die ermatteten Schweizer stürzt, sieht man bei diesen nur einen einzigen Mann zu Roß, in rotem Mantel; unermüdlich feuert er Wankende an: es ist Kardinal Schiner. Jener frühe Eindruck der großen Persönlichkeit, den später Geschichtslehrer eher zu zerstören suchten, ist heute, nach den Arbeiten vor allem Büchis und Dürrs, voll gerechtfertigt. Nicht Schiner ist schuld, daß jene Riesenschlacht von Marignano mit dem Rückzug der Eidgenossen endete. Je mehr man sich in das äußerst bewegte Leben des beinahe zum Papst ge-

wählten Hirten von Mühlebach im Goms vertieft, desto mehr fesseln der patriotische Wille, die diplomatische und kriegerische Kraft dieses weithin wirkenden Zeitgenossen Julius' II., Leos X., Karls V., Luthers, Zwinglis. Schiner erkannte im Heraufrücken Savoyens gegen sein deutsches Oberwallis und in der drohenden Umklammerung durch das nach der Lombardei vorstoßende Frankreich die Gefahr einer europäischen Hegemonie, eines französischen Einheitsstaates. Er aber wollte vor allem die Unabhängigkeit seines Wallis, als eines selbständigen eidgenössischen Standes; eine Art von «europäischem Föderalismus» schwebte ihm vor, der ihm durch Kaiser und Papst weniger gefährdet schien als durch die französischen Könige, deren «Gierlichkeit, umsichzugraben und ihre Nachbarn zu unterdrücken» er erkannte. Im Gegensatz zum Graubündner Jenatsch, den wir sonst in vielem gern Schiner zur Seite stellen könnten, sind bei letzterem Haß und Neigungen nie gebrochen; seine Politik ist stets eindeutig und auch seine ursprüngliche Kameradschaft mit Zwingli führte Schiner, trotz Bereitschaft zu Reformen, nicht von seiner Kirche weg. Voll und ganz aber läßt sich Schiner mit Bündens Walsern vergleichen, die überall, wo sie sich ansiedelten, mit seltener Treue und Zähigkeit ihren ethnischen Charakter, ihre Sprache, ihren Freiheitsgeist bewahrten. Der Walliser Schiner ist Walser in jedem höchsten Sinne. Die Einsicht von Schiner und auch von Jenatsch dürfte wohl vom Standpunkt des rückblickenden Schweizers aus größer gewesen sein als etwa jene eines mehr als sie gerühmten westschweizerischen Freiheitshelden. Wie gegen Schiner mehrmals die «Mazze» erhoben wurde, so kam es in den III Bünden zum entsprechenden «Fähnliupf». Dort wie hier diese Geheimbünde und Erhebungen, deren Anhänger sich durch Einschlagen eines Nagels mit Leib und Seele zum Aufstand verpflichteten. Bald wurde das Fähnlein gegen Anhänger Frankreichs, dann gegen solche Spaniens, Venedigs, Osterreichs gelupft; dem Wallis blieb wenigstens die Schärfe bündnerischer Konfessionskämpfe erspart. Wie lehrreich wäre es, vom Wallis aus die Geschichte größten äußeren Glanzes, aber auch inneren Haders der Eidgenossenschaft zu betrachten! Europäisches Ringen um die Alpenpässe fand sein Abbild im Streit Schiners mit seinem früheren Beschützer und Parteigänger Jörg auf der Flüe (Georg Supersaxo). Dieser hatte seine Politik gewechselt, gewonnen durch Geld und Geschicklichkeit französischer Agenten. Frankreich gelang es so, die alpinen Flanken zu gewinnen, indem 1509 Graubünden und einige Monate nachher das Wallis politisch erobert wurden, zu Bündnis und Soldverträgen. Der weltliche Herrscher, Auf der Flüe, rief die Mazze gegen Schiner auf; dieser, der geistliche Landesherr, wandte sich an den Papst, die Eidgenossen, den Walliser Landrat. Ohne Zweifel ist er eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten, deren die Gesamtgeschichte der Schweiz



sich rühmen darf. Doch vergeblich suchen wir im heroischen Wallis nach Denkzeichen Schiners — der stets arm geblieben ist. Wohl aber konnte sich sein Feind Supersaxo den noch sehenswerten Palast in Sitten erbauen. Auch der vom Grächener Geißenbüblein zum Humanisten und Professor in Basel aufgestiegene Thomas Platter scheint im Wallis etwas vergessen, vielleicht seiner Hinneigung zum «neuen Wesen» wegen. Umso mehr ist die Erinnerung an Kaspar Jodok Stockalper gesichert. Sein 1640/50 errichteter Palast bestimmt heute noch das Bild Brigs. Sollte — in vergangenen Zeiten natürlich — Reichtum bleibenderen Ruhm hinterlassen haben als politische oder wissenschaftliche Bedeutung? Stockalper war Unternehmer und Kaufmann größten Stils, ein «Fugger» und «Thurn und Taxis», wie die Schweiz kaum je einen zweiten sah. Weder seine Seidentransporte von Mailand nach Lyon, sein Salzmonopol, seine reitende Post, auch nicht seine Organisation der Simplonstrasse und noch weniger seine Gastereien in gargantuelischem Übermaß haben mit «Heroismus» etwas zu tun. Und doch scheint es irgendwie nur zur übergroßen Natur der heroischen Walliser Landschaft zu passen, den Landeshauptmann in mit weißen Maultieren bespannter Kutsche zum Landtag fahren zu sehen. In seinem Palast soll es vierzehn Küchen gegeben haben; anderseits zählte sein Hofstaat ständig Musiker und Maler. Aber als Stockalper ungekrönter König des Wallis geworden war, hat auch ihn 1678 ein Scherbengericht politisch gestürzt.

Im Großen wie im Kleinen, in der Natur wie in der Geschichte, ist das Wallis ein Land des Übermaßes. Auch darin, daß es stets für und gegen das Wasser zu kämpfen hat. Durch kühne Leitungen (Bisses, Suonen) muß dürres Land fruchtbar gemacht, durch Verbauungen und Dämme Überschwemmungen, durch Kanäle und Entwässerungen fieberbringenden Sümpfen entgegengearbeitet werden. Damit ist auch der einst verbreitete Cretinismus weitgehend verschwunden. So Erfreuliches über die Entsumpfungen, so Unerfreuliches wäre über den Waldrückgang zu berichten. Es gibt Talschaften, die noch vor hundert Jahren reichste Lärchen- und Arvenwälder besaßen, heute aber Holz einführen müssen. Eine Arbeit darüber bereiten wir vor. Für andere naturwissenschaftliche und volkscundliche Fragen sei nur etwa auf die zahlreichen Aufsätze Farquets und Mariétans im «Bulletin de la Murithienne» verwiesen. Ja, Abbé Mariétan — auch eine echte Gestalt der vielseitigen Walliser Art! Bei von ihm geleiteten Wanderungen der Naturforschenden Gesellschaft liest er frühmorgens die Messe, gibt dann Einführungen in Botanik, Zoologie, Geschichte, Geologie, Volkskunde des Exkursionsgebietes und dann — führt er die erste Seilschaft über Gletscher und Fels. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Walliser kühne Wasserleitungen bauen und schmalste Pfade erklimmen, mag uns auffallen. Nirgends ließe sich soviel von

der Poesie des Abgrunds sagen wie im Wallis. Die vielen Schluchten und scheinbar unzugänglich gelegene Hütten und ganze Dörfer tragen gewiß dazu bei, uns die Landschaft «heroisch» erscheinen zu lassen. Noch Rambert erzählt von den Walliserinnen, die, auf ihren Maultieren strickend, von Derborence durch die Lizerneschlucht ins Tal des Rotten reiten; er rät andern Wanderern, lieber abzustiegen und den Blick von den Abgründen wegzuwenden. Fast empfanden wir es als Genugtuung, diesen Schwindelfreien näher zu kommen, wenn wir in alten Urkunden über Waldbegehungen oder Weidestreitigkeiten nebenbei die Bemerkung finden, in jenen Forst oder auf jene Matte sei nur mit großer Gefahr zu gelangen. Sogar Platter spricht ja von «grusamen felsen». Für uns war es eine Überraschung — und zugleich eine Versöhnung des Abgrunds mit der Ebene — zu sehen, daß die Walliser auch von Bisses sprechen wie die Emmentaler vom Wässern. An sanften Hängen und auf fast ebenen Matten gibt es ebenfalls die Bisses, und hier sind es oft die harmlosesten Bächlein, die fast Tag und Nacht um- und ab- und zugeleitet werden. Man kann beim idyllisch-heroischen Muzot nachts Lichter auf den Feldern sehen, die zuerst unheimlich scheinen. Sollte Isabelle de Chevron, die einstige Herrin auf Muzot, wieder einmal die Gräber ihrer Liebhaber, die sich im Zweikampf gegenseitig töteten, im Kirhhöflein des nahen Miège aufsuchen? Wie romantisch, dieser Geisterfrau zu begegnen. Leider künden jene irrenden Lichter aber nur von Bauern, die zum Bächlein schauen und es lenken und bewachen. So erklärt es sich, daß der Quell bei Muzot bald rauscht, bald schweigt. Und das Sonderbarste: meist sind es wirklich Anniviarden, die im Tal, ja am entgegengesetzten Hang die Wässerlein stauen, die Rebberge pflegen oder gar in Siderns Geschäfte treiben. Noch heute gilt ja das vielbeschriebene Nomadentum. Der Eifischtaler wandert stets. Im März steigt er nach Sierre hinunter und sorgt dort für seine Weinberge; um Ostern kehrt er in sein Hochtal zurück und düngt die Felder, pflanzt Kartoffeln und Bohnen, sät Hanf, Gerste, Haber; im Sommer treibt er seine Geißen und braunen Muneli und Kühe auf die obersten Alpweiden; zur Ernte und dann wieder im Oktober zur Weinlese kommt er wieder herunter und zum Muzoter Sonnenhang herauf; im November kehrt er heim in seine Dörfer, wo dann dieser sesshafte Nomade überwintert. Sein Tal wird schon um 1100 genannt als Vallis Anivesii, wohl aus ad nives entstanden. Im Geographischen Lexikon findet sich der rührende Satz: «Einfache Sitten zeichnen den gastfreien, gutmütigen und nüchternen Talbewohner aus». Wo auf der Welt heißen die Gebirgler nicht einfach und gutmütig! Allerdings, daß die Anniviarden auch nüchtern seien — das will etwas heißen. Sie haben es schwerer, diese Tugend zu bewähren als etwa die Bewohner des Lauterbrunnentals. Denn diese kennen

keine Reben; wo aber wachsen feurigere, süßere, duftigere Weine als in den Rebbergen des Rhonetals? Jener französische Oberst in Burgund, der beim Vorbeimarsch vor einem berühmten Clos seinem Regiment «Achtung rechts!» kommandierte, müßte hier die Gewehre oft präsentieren und die Fahne ständig flattern lassen. Dôle, Johannisberg, Muscat, Malvoisie, Humagne, Hermitage, Enfer, Fendant, Arvine, der verschollene Coquimpey vom Turm La Bâtiaz bei Martigny, vor allem auch Amigne — Amineum bibe! — empfahl schon Horaz. — Immer mehr geben Wein und Obst dem sonst armen Land Wohlhaben. Doch sind neben Höhen und Tiefen, Hitze und Kälte auch Gegensätze von Reichtum und Armut häufig. Vielleicht ist das jahrhundertelange Ringen um gesunde und fruchtbare Erde das am meisten Heroische im Wallis!

Rilke, dem das Wallis lieb war, in dem er dank der Güte hochherziger Menschen und der heroisch-lieblichen Landschaft schaffen konnte und sterben wollte, läßt seinen Cornet Christoph in baumloser Ebene des Ostens, wo nirgends ein Turm, nur Kriegselend und versumpfte Brunnen sich zeigen, sagen: «Man hat zwei Augen zuviel». Im herrlichen, so gütigen wie drohenden Wallis aber schienen uns zehn Augen viel zu wenig, selbst wenn jedes nach Kellers Rat tränke, was die Wimper hält.

## ★ Politische Rundschau ★

### Zur Lage

Man wird nicht wohl sagen können, daß sich die weltpolitischen Perspektiven in den letzten Monaten beträchtlich verändert hätten oder daß sie durch wesentlich neue Gesichtspunkte ergänzt worden wären. Nach wie vor befinden wir uns im Stadium der fortschreitenden *Auseinandersetzung zwischen Ost und West*, ohne daß bisher im geringsten ein Ruhepunkt sichtbar geworden wäre. Auch die gegen Ende des vergangenen Jahres in Moskau tagende Konferenz der Außenminister hat mit Ausnahme einiger ausgesprochener Teillösungen im Bereiche der Balkanstaaten nichts gebracht, was irgendwie einen Abschluß bedeuten könnte, und dasselbe ist, natürlich in verstärktem Maße, von der *Konferenz der Vereinigten Nationen in London* zu sagen, die an sich ja nur ein Anfang sein kann. Und so muß sich auch dieser Aufbau der neuen Organisation unter großen Schwierigkeiten vollziehen, in demselben Maße, wie schon ihre ersten Schritte von dem Einvernehmen der großen Mächte abhängig sind, das sich je länger desto weniger einstellen will. Was aber als symptomatisch bei dieser Tagung, und in plastischer Weise, in Erscheinung trat, indem es bei jeder wichtigen Abstimmung sichtbar wurde, das war die immer mehr sich verstärkende *Tendenz zur Blockbildung*, die als unverkennbare Folge der tiefen Gegensätze innerhalb der Hauptmächte angesprochen werden muß. Entsprechend diesem Laufe der weltpolitischen Dinge läßt sich denn naturgemäß auch ein immer stärkeres Bestreben nach Aufbau und Sicherung von *Einflußzonen* feststellen, und es besteht einstweilen gar kein Grund, anzunehmen, daß die Organisa-